

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 35

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

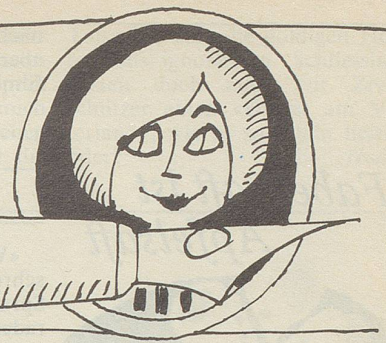
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Krieg und Frieden

So grün ist mein Tal: Wiesen, Wälder und Auen schmückt die Farbe der Hoffnung. Die Natur reift in Frieden. Träumt praller Herbstfrucht entgegen.

Doch da: Unruhe, Bewegung. Hügel verschieben sich. Grashaufen nehmen Gestalt an. Die Rekruten proben den Notstand.

Das Bild der Idylle erlischt. Tod-Ernst prägt die Szene.

Mich friert. Die innere Kälte verhilft mir zu kühlen Ueberlegungen: Wir Frauen sollen in dieses grausame Uebungsstück einbezogen werden, den Blutzoll bezahlen für Rechte, die uns schon seit demokratischen Urzeiten zugestanden hätten ... Ich bin dagegen, dass wir dafür sind.

Die Töchter Helvetias, freudvoll zum Streit. – Eine feldgrauenhafte Vorstellung!

Sie bleibt, selbst wenn ich mir den Uniformstoff stahl-, marine-, himmelblau ausmale. Sie bleibt, auch wenn die Verantwortlichen betuern, das schwache Geschlecht werde nicht an vorderster Front eingesetzt. Ob Samariter oder Schütze: ich mag mit dem Kriegshandwerk, das in allen Ländern Verteidigungskunst heisst, nichts zu tun haben. Nicht unter Einheitszwang.

Ohnehin stehen weibliche Wesen in enormer Zahl – mit unschöner Regelmässigkeit – fürs Militär stramm. Das reicht:

Offiziere besetzen die meisten Chef-Posten unserer Produktionsstätten. Von dort aus führen die administrativ schwer beladenen Kommandanten ein strenges Regiment. Sie schleppen den strategischen Papierkram ins Büro, zitieren ihre Sekretärin, türmen Aktenberge auf beflissen ausgestreckte Arme und erwarten spedi-

tive Solidarität. Zu Recht; denn eine Schreiberin geniesst und schweigt.

Während sich der geschilderte Frauenhilfsdienst im Vor-, Neben-, eventuell Hinterzimmer einer solventen Firma abwickelt, die dafür tröstlicherweise den üblichen Lohn opfert (wann folgt die Schweigegeld-Zulage?), scheuen Legionen von treusorgenden Schweizerinnen weder private Kosten noch Mühen, um die Wehrmänner in Schwung beziehungsweise bei wenigstens mittelpträglicher Gesundheit und krassestenfalls halbüblicher Laune zu halten. Solange die trutzigen Eidgenossen in RS, UO, OS oder WK schmachten, rennen, retten, rüsten Mütter, Gattinnen, Bräute, Schwestern. Da werden Briefe gekritzelt, Pakete geschnürt, Telefonate gestartet, Besuche gemacht.

Lässt sich dieses Programm neben den üblichen Pflichten gerade noch bewältigen, wird die Lage am Wochenende prekär. Dann nämlich gehört jede freie Minute den armen Urlaubern.

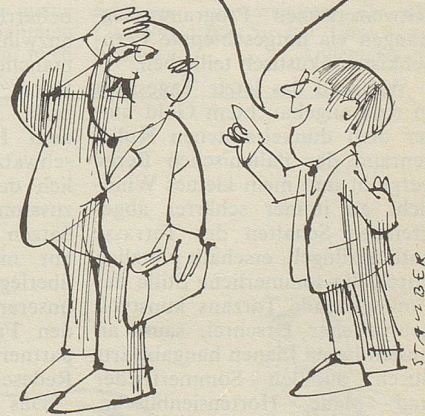
Die Helden sind müde. Also wachen Liebende über ihren Schlummer, stehen, des leisesten Winkes harrend, an Lagerstätten, füllen auf gehauchten Wunsch Badewannen, Essnapfe oder Trinkbecher, schwenken Wäsche, klopfen Hosen, bürsten Schuhe, bügeln Hemden, stopfen Socken. Als krönenden Abschluss ihres Tage- und Nachtwerks polieren die Söldnerinnen Gamellenwände, bis sich ihr gramgefurchtes Antlitz darin spiegelt. Für diese Glanzleistung ist ihnen der Dank des Vaterlands gewiss.

Was wollen die Opferfreudigen mehr? Ihre Ruhe. – Bis zur Ausführung des «Stellungsbefehls» für die Familien-Benzinkutsche, die eines schrecklichen Tages zur Staatskarosse werden könnte. Der blosser Gedanke daran stimmt die Chauffeuren pazifistisch.

Ich fühle mit ihnen.

Ilse

ICH WEISS, NUN
SUCHST DU EINEN
KINDLICH-ANALOGEN
BEGRIFF FÜR
REDUZIERUNG
DER SEXUALITÄT
AUF DIE FORT-
PFLANZUNGS-
FUNKTION!



Tarzans Schrei

Früher konnte ich nicht begreifen, dass es Leute gibt, die ihren Radio- oder Fernsehapparat in die Ferien mitnehmen. Heute bin ich etwas toleranter, seit es sogar in meinem engsten Familienkreis Personen gibt, die trotz eingehenden Studiums der

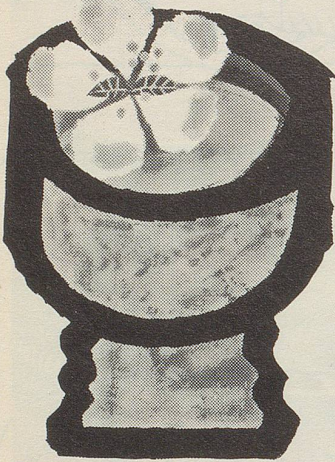
heimatlichen Tageszeitungen die Ferien ohne Tagesschau nicht zu überstehen glauben. Wir haben uns daher ein Kompromiss-Fernseherchen angeschafft, dessen Bildschirmformat in einem einzigen Gähnen bequem Platz hat. Der Kompromiss basiert einerseits auf der Handlichkeit des Geräts, andererseits auf der Illusion, die Tragweite des Lasters

nehme im Verhältnis zur Bildschirmgrösse ab. Ausserdem verfügen wir dort, wo diesem Laster täglich während einer Viertelstunde gefrönt wird, über ein Zimmer mit verschliessbaren Fenstern und einer sogenannten Zimmerlautstärke. «Dort» ist eines jener kleinen, an einen Berg geklebten Tessiner Dörfer, die sich hinter einem vorgelager-

ten Kirchenhügel verstecken und möglichst «unentdeckt» bleiben möchten. Wer es sich angewöhnt, da seine Ferien zu verbringen, liebt die Ruhe über alles – oder lernt sie schätzen.

Aber die Hochsaison verschlägt immer wieder «artfremde» Touristen in jenes Dorf, die sich in diesem langweiligen Kaff um ihren pauschal gebuchten Som-

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

merferienrummel betrogen sehen. Sie verbringen bald ihre Tage auswärts und lassen abends von der Kastanienbaumgrenze herab auch die übrigen benachteiligten Feriengäste an den deutschschweizerischen Programm-Segnungen via mitgeschleppte Fernsehboxen akustisch teilhaben.

Während das letzte Tageslicht in rosa angehauchtem Gold hinter dem dunkelsamtenen Kulissenrand der italienischen Berge verglüht und mein kleines Windlicht an immer schärfer abgegrenzten Schatten der Terrasse entlangzüngelt, erschallt plötzlich durch die sommerliche Stille des Freitagabends Tarzans kunstvoll gebrochener Urschrei, saust an unsichtbaren Lianen hangabwärts durch dunklen Sommerflieder und blaue Hortensienbüsche, schwingt sich über Dorfplatz und Grotto hinaus, den Kirchenhügel empor, zerschellt am gelbgrauen Gemäuer der protzigen Kirche und kommt als kleinlautes Echo zurück, während oben am Waldrand bereits das dumpfe Trampeln einer ganzen Elefantenherde losgebrochen ist und durch das ausgetrocknete Bett des Dorfbachs poltert.

Es ist nicht meine Absicht, das Fernsehen DRS für die Manieren seiner «Kunden» verantwortlich zu machen. Aber als unfreiwilliger Zuhörer würde ich für die

Schreiben ist Gold

«Willst du einen Brief, so schreibe einen Brief!» Das ist ein Spruch aus einer Zeit, die geradezu prähistorisch anmutet, gemessen am rasanten Wechsel unserer von der Technokratie diktierten Lebensgewohnheiten. Nicht, dass mir der oben zitierte Spruch jemals eingeleuchtet hätte, denn es gab schon immer Schreibfaule, die sich ums Antworten drückten. Aber seit Jahrzehnten bilden wir uns ein, keine Musse mehr zu finden für den schriftlichen Verkehr. Damit ist die Kunst des Briefeschreibens verlorengegangen. Ich weine ihr postum eine bittere Träne nach.

«Sag's doch schnell per Telefon!» Das ist der Slogan, mit dem die PTT wirbt. Er entspricht der Dynamik des modernen Menschen, der glaubt, gleich drei Dinge im selben Atemzug tun zu können – oder zu müssen. Sie meint's schon recht, die PTT, deshalb verwendet sie ja auch das Wörtlein «schnell». Es gibt genug des Geschäftlichen, des unaufschiebbar Dringlichen, der Berichte und Anfragen auch im privaten Bereich, die einer sofortigen Antwort bedürfen. Also nichts gegen das Telefon! – Wir brauchen es. Ob wir es aber nicht missbrauchen? Ganz abgesehen davon, dass es uns, wann und woher auch immer, mit seinem beharrlichen Läuten zu sich heranzwingt, verleitet es uns zu mancherlei Unfug. Hand aufs Herz: Wie oft sitzen wir eine halbe Stunde oder länger mit dem Hörer am Ohr da und schwatzen? Wenn wir nachträglich den Gehalt des Gesprächs zusammenfassen, hat er in drei Sätzen Platz. Wie oft hören wir nur mit halbem Ohr zu und überlegen uns das Was und Wie unserer nächsten Schilderung für den Fall, dass der Gesprächspartner die Gnade hat, seinen Redeschwall zu unterbrechen?

Das alles – und Uebleres – gibt es beim Schreiben nicht. Schon nach wenigen Sätzen zaubert einem die Vorstellungskraft (sie entfaltet sich in der Stille) den Briefempfänger vors geistige Auge. Man konzentriert sich auf ihn, man «spricht» zu ihm. Man verbringt die Zeit des Schreibens in seiner Gegenwart. Der eigene Gewinn ist ungleich grösser als beim Telefonieren.

Eines Tages bekommt man selbst einen Brief. Schon die Tatsache, dass er lautlos und geduldig im Kasten wartet, bis man sich seiner annehmen kann,

spricht für ihn. Etwas vom Wichtigsten ist es nun, nicht stehend den Umschlag aufzureissen und in Eile die Zeilen zu überfliegen. Das Briefelesen will zelebriert sein. Wo ist der Brieföffner? Wo die weiche Sofaecke? Fehlt noch die Vision des Absenders. Sie stellt sich ein, sobald man zu lesen beginnt. Nach der Lektüre lässt man den Brief sinken, sinnt nach, liest ihn nochmals, und am Abend – kaum zu glauben – liest man ihn ein drittes Mal, denn nun möchte man auch noch wissen, was *zwischen* den Zeilen steht.

Etwas für die ewig Vielbeschäftigten: Das ganze Jahr über unterstützt man den Kartenverkauf wohlthätiger Institutionen. Das Material häuft sich und schreit nach Verwendung. Mein Rezept: Hierhin und dorthin, nach hüben und drüben schnell ein paar Zeilen. Die Präliminarien und alle Floskeln weglassen. Nur das Wichtigste festhalten, aber fröhlich – oder lustig – auf jeden Fall echt und so, wie man's denkt. Das ist nicht nur ein Lebenszeichen, sondern macht Spass, besonders, wenn die Partner «mitspielen», und lässt den Kontakt nicht abreißen. Wer weiss, wieviel schlummernde Schreibtalente geweckt würden, beherrschte uns nicht das Telefon als beinahe alleiniges Kommunikationsmittel.

Uebrigens: ein Brief an jeden Ort innerhalb der Landesgrenze kostet den vergleichsweise bescheidenen Betrag von vierzig Rappen. *Gritli*

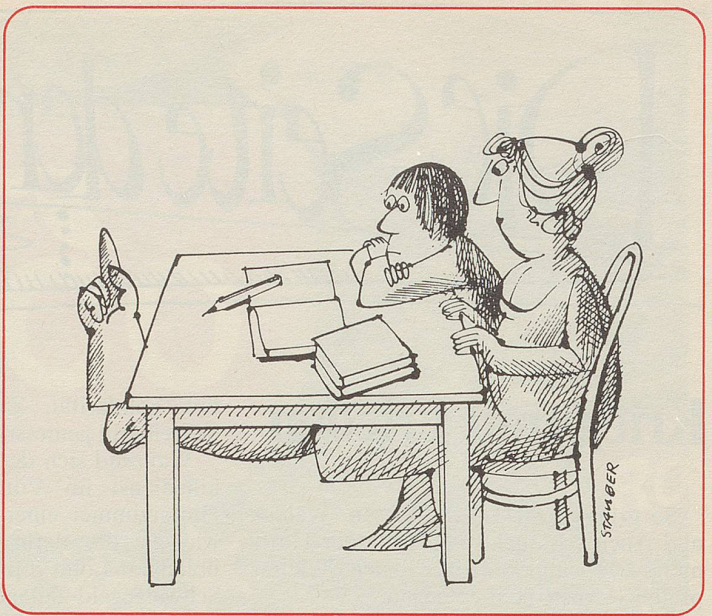
Es war einmal ...

Kürzlich gab mir eine meiner Schwestern einen alten Brief zum Photokopieren. Seither geht mir

der «verkaufte Josef» nicht mehr aus dem Sinn. Meine Brüder hüteten auch Vieh. Sie waren drei, nicht elf. Der kleine Bruder wurde nicht verkauft, sondern er musste fort, zu einer andern Bauernsamen. Es ging um den grossen Hof. Wer sollte ihn erben? Jean war frisch konfirmiert, also fort mit ihm, in die französischsprachende Schweiz! Er war der Liebling der Mutter, weil er einen Kopf kleiner war als seine grossen Brüder. Damals lernten die Bauernsöhne keinen Beruf, sondern blieben als ledige «Vettern», als unbezahlte Knechte, auf dem Hof. Es gab einen Ausweg: die Heirat auf einen Hof, wo die Tochter Hoferin war. Bei uns überliess der älteste Bruder dem zweitältesten den Hof und heiratete eine Bauerntochter mit eigenem Bauerngut. 1930 war ich schon verheiratet. Mir, wie den andern, schrieb der kleine Bruder Heimwehbriefe aus dem Welschland. Ich teilte seine Sehnsucht nach dem Dörfchen, den Tieren und den alten Kammern.

Als der Hoferbe 70 Jahre alt wurde, lud er alle Geschwister mit Ehegatten zu sich ein. Es war ein kalter Tag. Um so mehr freuten wir uns, in der warmen, geräumigen Stube wie «einst» versammelt zu sein. Auch der «verdrängte Jean» war mit seiner noch sehr schönen Frau dabei. Er redete sogar manchmal französisch dazwischen! Er war im französischsprachenden Jura geblieben, so wie Josef in Aegypten geblieben war. Er kam später zu Besitz. Doch schlummert heute noch ein nagendes Heimweh nach den alten Pfaden und Wäldern in ihm.

Was sich vor Jahrtausenden abgespielt hat, wiederholt sich heute – in etwas abgeänderter Form. *Rosel Luginbühl*



Pferdestärken mit Pferdefuss

Kürzlich hörte ich am Radio, dass Landwirte, die einen «Eidgenossen» besitzen, also ein diensttaugliches Pferd, für dessen Unterhalt jährlich einen Beitrag von Fr. 500.– erhalten.

Ich nenne einen VW Golf mein eigen und erhielt drei Monate nach dem Kauf einen Stellungsbefehl für Motorfahrzeuge. Auf diesem Papier steht deutsch und deutlich zu lesen:

«Bei allgemeiner Kriegsmobilmachung ist dieses Fahrzeug sofort zu stellen. Ein Aufgebot mit Einzelmarschbefehl vor einer Kriegsmobilmachung bleibt vorbehalten.

Eidgen. Militärdepartement.»

Im Falle einer Kriegsmobilmachung, oder, wenn es dem EMD gefällt, schon vorher, muss ich also meinen Golf nach Egliswil chauffieren. Erst kürzlich kam ich an einem Wegweiser vorbei, der nach Egliswil zeigte. Mir wurde ganz eigenartig.

Nun zu meinem Problem: Wenn ein Landwirt 500 Franken jährlich für sein Ross bekommt, sollte ich logischerweise für meinen Golf, der ja auch seinen Unterhalt braucht und recht viel Benzin frisst, eine Entschädigung bekommen. Dabei hat mein Auto nicht nur eine, sondern 70 Pferdestärken. Das macht, nach Adam Riese, 70 mal 500 Franken, also total Fr. 35 000.– jährlich. Sie einzufordern, ist der Zweck meines Artikels.

Hege

Dienst am Vaterland

«Hallo, Mamutschka, bist du etwas Höheres?» spötteln meine grossen Sprösslinge bei meiner Heimkehr aus dem Zivilschutz. «Nun, das nicht. Aber nach zweimal fünf Tagen Spezialkurs und der Entgegennahme des Fähigkeitszeugnisses werde ich wohl in Zukunft bei Uebungen – Gott behüte uns vor dem Ernstfall – an einem relativ verantwortungsvollen Platz im Bunker sitzen», verkünde ich mit dem entsprechenden würdebärtigen Ernst in der Stimme. Doch während ich erzähle, wieviel Neues ich mir angeeignet habe, normalisiert sich mein Tonfall. Also, es gibt jetzt ein neues Gesetz, das sehr viele Dinge, die wir früher gelernt haben, über den Haufen wirft und uns zu neuem Lernen zwingt – man kommt wenigstens nicht aus der Uebung. Lustig finde ich dabei, dass einmal im Bundesamt für Zivilschutz eine Arbeitsgruppe ein Ei ausbrütet (Straussen-Ei, Spatzen-Ei oder Kuckucks-Ei, das ist hier die

Frage), und ein andermal eine Arbeitsgruppe im Kantonalen Zivilschutzamt ein Kolumbus-Ei findet. Da es an einer Koordinationsstelle fehlt, kommen die Ergebnisse dem unbelasteten Zivilschützer manchmal wie ein danebengeratener Eiertätsch vor... Aber das nur nebenbei.

Etwas sehr Gutes hat das neue Gesetz: Es unterscheidet nicht mehr zwischen schützenswerten und nicht schützenswerten Einwohnern. (Ortschaften mit weniger als 1000 Einwohnern waren früher nicht zivilschutzpflichtig, und es gab auch keine Subventionen an Schutzraumbauten, die freiwillig erstellt wurden.) Heute sind alle Bewohner der Schweiz gleich schützenswert, und das ist für mich ungemein tröstlich.

Unsere Aufmerksamkeit wurde auch auf Details gelenkt. So heisst ein früher simpel mit «Maschinist» bezeichneter Mann heute «Motorspritzen-Maschinist» (oder «Mot.spri-Masch»). Man erkennt nun gleich, mit wem man es zu tun hat, oder?

Ich weiss jetzt auch mit Sicherheit, was ich vorher nur gehahnt habe, nämlich, dass während der autarken Phase, wo die Leute längere Zeit im Schutzraum (dreistöckig übereinander wie Hühner in Legebatterien) verbringen müssen, nicht jeder jeden Morgen baden oder duschen kann.

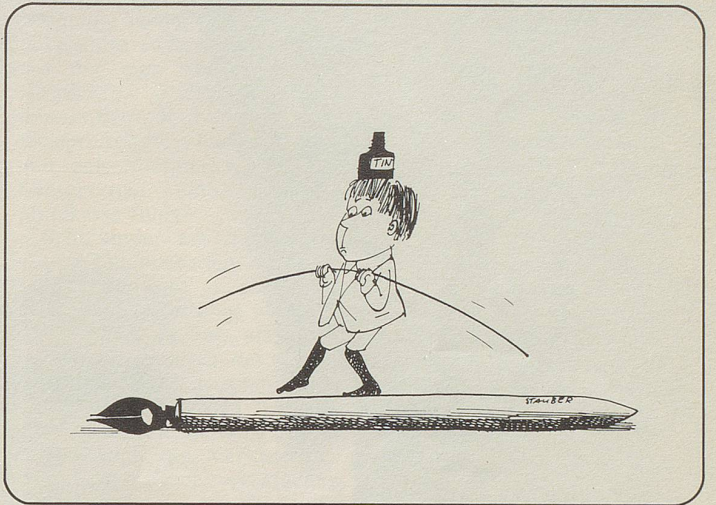
Fasziniert haben mich die drei Bedürfnisse: Es gibt allgemeine, ständige und besondere Nachrichtenbedürfnisse, die streng auseinanderzuhalten sind. Was mich am tiefsten beeindruckt hat, ist die Sache mit den Orientierungen. Orientieren sei gleich Orientieren? – Das meinen nur ZS-Banausen! Es gibt da sehr subtile Unterschiede, die je nach Schadenfall und Ernst der Lage zum Tragen kommen: die Einzelorientierung, die Zwischenorientierung, die Groborientierung und die Gesamtorientierung. Das alles hat mir – nach anfänglicher Skepsis – eingeleuchtet wie ein Halogenlampen-Schein, und ich spiele mit dem Gedanken, diese Regelung zu Hause einzuführen. Bei einem bestimmten Schadenereignis – beispielsweise Zerschlagen eines der letzten handgeschliffenen Kristallgläser aus dem Hochzeitsdutzend – käme sicher die Einzelorientierung in Frage. Die Mitteilung allfälliger Prüfungsnoten geschähe durch Zwischenorientierung, das Oberhaupt der Familie würde hie und da zur Groborientierung schreiten, und mir bliebe die Zusammenfassung der Lage in Form einer Gesamtorientierung...

Wir hatten im Ausbildungszentrum auch Berührung mit der Armee, respektive mit zwei Dutzend Spitzen davon. Vom Häuptling an aufwärts. Sie mussten für das gleiche Essen Schlange ste-

hen wie wir, aber entweder vor- oder nachher, nie vermischt. Klar: man musste die Spreu vom Weizen trennen. Was mich und meine vierzig männlichen Kurskollegen frustrierte, war die

Tatsache, dass die goldigen Herren uns ignorierten. Schliesslich leisten doch auch wir Zivilschützer einen «Dienst am Vaterland», wie es so schön heisst, oder?

Hedle



Echo aus dem Leserkreis

Vogelfreundinnen
(Nebelspalter Nr. 30)

Liebe Hermine

Nein, Sie waren ganz gewiss nicht zu zimperlich. (Man soll den Mut haben, sich treu zu bleiben – auch in einem feinen Restaurant.) Etwas Ähnliches habe ich vor einigen Jahren in Italien erlebt.

Meine Freundin und ich assen in einem guten toscanischen Restaurant zu Mittag. Nicht immer liegt in den italienischen Restaurants eine Speisekarte auf, der Kellner kommt einfach an den Tisch und zählt auf, was es gibt. Da meine Freundin die dortigen Spezialitäten sehr gut kennt, verliess ich mich

meist auf sie, so auch diesmal. Als der Kellner schon eine Weile weg war, murmelte Lisa auf einmal: «Hoffentlich hast du's dann gern!» Dabei deutete sie mit dem Kopf diskret Richtung Nebentisch, wo zarte Frauenhände eben daran waren, einen Vogel zu zerteilen. Ich sagte Lisa unmissverständlich, dass ich nie im Leben so etwas essen würde. Wir bestellten für mich etwas anderes. Was sich der Kellner dabei gedacht hat, weiss ich nicht. Für meine Freundin war es selbstverständlich, die winzigen Dinger, die an einem Spieß steckten, zu verzehren.

Wir haben später nie mehr darüber geredet, und so habe ich nie erfahren, aus welchem Grunde Lisa Vögel isst. Sie hat Tiere nämlich gern.

Annemarie A.

